

Durch Plüschgewitter vorwärts Richtung Walachei

Mit «Tschick», seinem dritten Buch, hat Wolfgang Herrndorf endlich die verdiente breite Beachtung gefunden

Von Joachim Güntner

Pubertäre Fluchten – nein, das trifft nur schlecht, worin der Zauber des Jugendromans «Tschick» besteht. Obwohl es nicht ganz falsch ist, denkt man dabei an Gefühlsverwirrung, Fernweh, Suche nach Freundschaft und Abenteuer. Wolfgang Herrndorf hat schon früher formidable Bücher geschrieben. Ein Porträt.

Das ewige Laborieren am Existenzminimum hat ein Ende, und Wolfgang Herrndorf, inzwischen Mitte vierzig, könnte seine 1-Zimmer-Wohnung endlich gegen eine schönere Berliner Bleibe tauschen – jetzt, da er «Geld wie Heu auf dem Konto hat». Sein drittes Buch, «Tschick», ist ein Renner. Über 80 000 Exemplare des Jugendromans, den man auch als Erwachsener mit heissem Herzen liest, haben sich seit letztem Herbst verkauft, die Nachfrage lässt nicht nach, und vielleicht bekommt der Autor für «Tschick» im März den Preis der Leipziger Buchmesse. Es könnte alles vortrefflich sein, müsste Herrndorf nicht mit einem Todesurteil leben. Vor knapp einem Jahr wurde ihm ein Glioblastom entfernt. Dieser Gehirntumor ist extrem bösartig, gilt als unheilbar. Statistisch gesehen hat Herrndorf die durchschnittliche Lebenserwartung, die einem Patienten nach der Diagnose verbleibt, bereits fast ausgeschöpft. In seinem Blog «Arbeit und Struktur» berichtet er, wie er der Situation begegnet und was sie mit ihm macht. Bemerkungen zu Lieblingsbüchern, zu geschätzten und überschätzten Autoren findet man dort auch. Arbeit und Struktur sind Herrndorfs Mittel, der Angst, der Endlichkeit, der Selbstaflösung zu begegnen.

Entwürfe zu «Tschick» reichen Jahre zurück, ausgebaut und vollendet hat der Schriftsteller den Roman in einem Schaffensrausch nach seiner Operation. Das Buch hat

Tempo, Witz und einen hellen Horizont, ein Antidot zu Herrndorfs Verdüsterung der eigenen Lebensperspektive. Es ist romantisch, aber unsentimental; zärtlich, aber alles andere als zimperlich; es bietet einige tumultuarische Szenen und bewegt doch den Leser stärker durch die Sehnsüchte der Protagonisten denn durch Action. Erzählt wird, wie ein auf sanfte Weise wohlstandsverwahrloster Bürgersohn und ein kleinkrimineller Russlanddeutscher mit einem geklauten Lada aufbrechen, um ihre Sommerferien in der fernen Walachei zu verbringen. Maik Klingenberg und Andrej Tschichatschow, genannt Tschick, sind 14 Jahre alt und wännen, strafmündig sei man erst mit 15. Die Polizei wird sie über diesen Irrtum aufklären, freilich erst, wenn es zu spät ist. Hinter sich lassen die Herumtreiber unfähige Eltern, strapaziöse Lehrer, Liebeskummer und die Geburtstagsfeier von Maiks Angebeteter Tatjana, von der Tschick anerkennend sagt, sie sei «superporno». Zur Party des Mädchens haben beide Burschen, welch Elend, keine Einladung erhalten.

Stimmiger Ton

Wir sparen uns die Referenzen zu literarischen Vorläufern wie Mark Twain oder J. D. Salinger, da der Autor von «Tschick» solcher Nobilitierung nicht bedarf. Das Buch ist toll und Wolfgang Herrndorf ein souveräner, nie umständlicher Erzähler, der noch das Schwere leicht zu machen weiss. Stimmigkeit des Tons und Plastizität der Handlung liessen sich schon in seinem Erstling, dem Szene-Roman «In Plüschgewittern» (2002), sowie dem Erzählungsband «Diesseits des Van-Allen-Gürtels» (2007), bewundern. Vor hundert Jahren, als das noch eine Kategorie war, hätte man Herrndorf zur Fraktion des poetischen Realismus gezählt. Mustergültig lehren alle drei Bücher, was die gekonnte Beherrschung der Perspektive in der Literatur vermag.

So breitet der Band von 2007 eine komplexe Situation aus, indem er sie auf Geschichten verteilt, deren jede für sich allein bestehen kann und doch über ihr Personal mit den anderen untergründig verknüpft ist: ein Zyklus mit wechselnden Protagonisten, die vom Rand in die Mitte rücken, bald auf-, bald abtauchen. Zum Perspektivis-

mus gehört, wie gut Herrndorf Dialoge schreibt. Seinen Jugendlichen in «Tschick» lässt er einen lakonischen Schnabel wachsen, während etwa das Party-Gesumm in den anderen Büchern diffus-assoziativ mäandert. Die schräge Polyfonie, die dabei entsteht, verdichtet die existenzielle Konfusion der Redenden zu einer eindringlichen Atmosphäre.

Herrndorf kopiere seine Figuren 1:1 aus seiner Lebenswelt in die Bücher hinein, moierte einmal eine Kritik. Ja, wenn das mit dem Kopieren so einfach wäre. In den «Plüschgewittern» folgt der Leser lange Zeit willig einem Ich-Erzähler und dessen Idiosynkrasien, ohne sich darüber klarzuwerden, in welchen Sumpf aus Egozentrik und Alkoholismus er hier eigentlich hinabsteigt. Erst am Schluss bricht eine Gegenperspektive den Bann. Die Einfühlung in den desolaten Helden gelingt umso besser, als der Autor seine Figuren nie denunziert. Der Verdacht drängt sich auf, sie seien von Herrndorf wohl mit autobiografischen Zügen ausgestattet worden. Sicherlich stimmt, dass hier aus dem Brunnen persönlicher Erfahrung geschöpft wurde. Aber man begehe bitte nicht den Anfängerfehler, die Kunstwelt des Herrndorfschen Erzählens mit Erlebnisberichten zu verwechseln.

Lob gebührt auch seinem schöpferischen Eklektizismus. Herrndorf, der aus Hamburg kommt, in Berlin lebt und das Grossstadt-Biotop kaum je verlässt, ist ein Medium für Stimmungen und Töne, die nur im urbanen Raum luxurieren können. So absorbiert «In Plüschgewittern» in hohem Masse die zeitgeistige Lust an aufgeschäumter, möglichst politisch inkorrekt oder durch Übertreibung vergifteter Rhetorik. Etwa, wenn der Erzähler über eine Magersüchtige lästert: «Bei Magersucht fallen mir immer nur so Luxusfamilien mit Reitpferden ein, und ich kann das irgendwie nicht ernst nehmen. Davon mal ganz abgesehen sieht es scheisse aus.» Man merkt an solchen Stellen, in welchem Umfeld sich Herrndorfs Prosa zu behaupten sucht und dass der Autor vielleicht ein bisschen zu viel Harald Schmidt im Fernsehen geguckt und Polemiker wie Maxim Biller gelesen hat. Dazu kommt seine Mitarbeit in Autoren-Netzwerken

einer selbsternannten «digitalen Bohème». Die Angst vor der Kleinbürgerlichkeit treibt in diesen Kreisen bisweilen skurrile Blüten.

Kunst contra Müll

Bevor Wolfgang Herrndorf Schriftsteller wurde, hat er Malerei studiert, als Illustrator gearbeitet, satirische Bilder für das Magazin «Titanic» und Buchumschläge für Gerd Haffmans geliefert. Er liess die Malerei sausen, weil sein Können seinen Ansprüchen nicht genügte. Mit dem Schreiben scheint er zufriedener zu sein, wiewohl die Messlatte nun keineswegs niedriger liegt als zuvor. Es gebe einen fundamentalen Unterschied zwischen Kunst und banalem Mist, notiert Herrndorf in seinem Blog, «einen Unterschied zwischen dem existenziellen Trost einer grossen Erzählung und dem Müll, von dem ich zuletzt eindeutig zu viel gelesen habe, eine Unterscheidung, die mir nie fremd war, aber unter Gewohnheit und Understatement lange verschüttet». An eindringlicher Literatur rühmt er die Qualität, «dass man teilhat an einem Dasein und an Menschen und am Bewusstsein von Menschen, an etwas, worüber man sonst im Leben etwas zu erfahren nicht viel Gelegenheit hat, selbst, um ehrlich zu sein, in Gesprächen mit Freunden nur selten und noch seltener in Filmen». Wolfgang Herrndorfs Texte ermöglichen solche Teilhabe. Und besonders für «Tschick» fällt die Prognose leicht: Dieses Buch wird bleiben.

<http://www.nzz.ch/durch-plueschgewitter-vorwaerts-richtung-walachei-1.9636368>